

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 12

Artikel: Der umgestülpte Patriotismus
Autor: Bartoli, Domenico
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der umgestülpte Patriotismus

Kein anderes Volk beschimpft sein eigenes Land mit soviel Eifer wie wir Italiener. Wir schämen uns, Italiener zu sein; wir haben unsere Selbstachtung verloren. Man bereise die ganze Welt, man besuche nahe und ferne Länder, beobachte die Bräuche der dekadentesten oder primitivsten, glücklichsten oder ärmsten Völker: kaum irgendwo stösst man auf soviel Verachtung der Geschichte des eigenen Landes, seiner Institutionen und Bräuche, der Persönlichkeiten, die sich in ihnen profiliert haben, der Ereignisse neueren oder älteren Datums, welche die Aufmerksamkeit der Historiker und Chronisten auf sich gezogen haben.

Der Zorn, mit dem wir die Missgeschicke unseres Landes betrachten, entfacht in uns eine Begeisterung, deren wir uns nicht mehr erwehren können. Die Peitschenhiebe, die meist von eigener Hand auf unsere Schultern niederprasseln, entreissen uns Schreie des Jubels und des Triumphs. Wenn wir auf der Suche nach Wörtern sind, um eine subtil eingefädelte Täuschung, einen Misserfolg, einen Fehlschlag oder auch nur unkorrektes Verhalten zu charakterisieren, greifen wir zu einem Ausdruck, der uns alleamt verurteilt: *typisch italienisch*.

Es fing, glaube ich, mit *Divorzio all'italiana* an, einem amüsanten Film, der entstand, als die realistische Welle am Abklingen war. Der Ausdruck verbreitete sich bald und wurde in einem immer böseren, verächtlicheren Sinn gebraucht; er wurde zum universellen Pejorativ für alles Mögliche. «Auf italienisch» bedeutete nunmehr, etwas aufs Geraatewohl tun, konfus, untüchtig und schliesslich gar unehrlich sein¹.

Als im Sommer 1973 die Cholera in Neapel ausbrach, kannte die einmal entfesselte Selbstkritik keine Grenzen mehr: einige Journalisten riefen triumphierend aus, der Typhus sei bei uns stärker verbreitet als in gewissen Ländern des schwarzen Afrika – die von den Regierungen jener fernen Länder veröffentlichten Statistiken zogen sie dabei keinen Augenblick in Zweifel. Es lag nun einmal in der Natur der Dinge, dass der Typhus *all'italiana* der schlimmste von allen sein musste².

Die traditionelle Vaterlandsliebe wurde auf diese Weise völlig auf den Kopf gestellt. Wie dies heute noch in den meisten andern Ländern der Fall ist, diente auch hierzulande die Beredsamkeit einst dazu, die wahren oder erfundenen Tugenden und Heldentaten des Volkes, der Nation, des

Staates zu preisen – heute wird sie jedoch für völlig entgegengesetzte Zwecke eingesetzt. Die Rhetorik des umgekehrten Patriotismus verläuft in den gleichen Bahnen wie der Chauvinismus, imitiert seine Übertreibungen, Tollheiten, Fantasien. Seine Dynamik ist die gleiche, nur die Richtung ist eine andere.

Nicht dass es an Motiven, Fakten, Episoden, Persönlichkeiten fehlte, um das tragikomische Epos zu bereichern. Das neuartige Pantheon, das die «umgekehrten Patrioten» für ihren Kult errichtet haben, ist voller Gestalten und Aussprüche, feiert denkwürdige Daten und legendäre Ereignisse. Es ist sogar so ereignisträchtig und mit Heldenfiguren vollgestopft, dass sein Themenkreis mühelos von der begeisterten Beschreibung der militärischen Niederlagen und der zivilen Korruption durch geschickte Blossstellung der kollektiven (wirklichen oder erfundenen) Feigheit der Italiener zum Beweis ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu regieren oder regieren zu lassen, übergehen kann. *Gesta Dei per italos*.

Diese Redeweise ist sozusagen überall verbreitet; jede Klasse, Partei oder Gruppe kennt sie, weil jeder irgendeinen Grund zu Protest oder zu Groll gegen die nationale Gemeinschaft hat. Die äusserste Rechte macht Italien bittere Vorwürfe, Mussolini und den Faschismus (oder die Monarchie und den König), «verraten» und den «Weg des Nationalismus und vaterländischen Stolzes» verlassen zu haben. Die Konservativen bangen um ihr bedrohtes Vermögen, bekämpfen alle Anzeichen einer Veränderung und sehen in jedem Ruf nach Verbesserung eine Revolte. Die äusserste Linke zielt auf eine radikale Veränderung des Regimes, welche durch eine langsame Infiltration – wenn es nach der kommunistischen Partei geht – oder auch mit Gewalt zustande kommen kann, wie es die Ultralinken vorziehen würden. Die einen wie die anderen haben ein Interesse daran, die Vergangenheit und einen grossen Teil der Gegenwart zu diskreditieren. Die demokratische Linke ist über die endlosen Schwierigkeiten enttäuscht, die sich jeder noch so geringfügigen Reform entgegenstellen und lässt ihrer Verbitterung bei jeder Gelegenheit freien Lauf. Wenn sich das Zentrum, wo sich Katholiken und Gemässigte versammeln, den Kritiken und Enttäuschungen aller übrigen gegenüberstellt, schliesst es sich diesen Kritiken an oder erduldet sie und überlässt den leeren, schwülstigen, von niemandem beachteten offiziellen Reden und Botschaften die obsoleten, nunmehr durchaus unaufrichtigen Töne des einstigen Patriotismus.

Die aus dem ganzen politischen Spektrum stammenden, schärfsten Kritiken, die beleidigendsten Verleumdungen vereinigen sich zum Angriff gegen eine Abstraktion, die Italien heisst. «Dieses Land! Was für ein Land!» rufen die Kritiker und Ankläger aus, als wäre es nicht ihr Land. De Gaulle sprach von seinem Vaterland wie von einer lebenden, heiligen

Person: Notre Dame de France. Für viele von uns ist Italien jedoch das Gegenteil geworden, der Teufel! Die Anschuldigungen kommen von den verschiedensten Seiten, und auch die Gegenstände der Anfechtungen sind unterschiedlich, nur die Heftigkeit, mit der sie vorgebracht werden, ist sozusagen überall die gleiche. Einstimmigkeit herrscht in der konzessionslosen Verurteilung Italiens, also unserer selbst. Diese merkwürdige nationale Übereinstimmung stammt aus unterschiedlichen Stimmungen und Interessen und ist in Wirklichkeit der Spiegel unserer unheilbaren Zwietracht. Aus ihr entspringt jedoch keine Manifestation der Solidarität, nicht einmal eine pervertierte: vielmehr ist sie eine weitere Ursache tiefer Zerrissenheit, welche nur durch den schliesslich triumphierenden Skeptizismus gemildert wird.

Der Anti-Patriot kann ein im Kreis eigener Raffinements eingeschlossener Intellektueller, ein in politischen und sozialen Kämpfen engagierter Künstler oder Schriftsteller, ein steinreicher Industrieller, ein armer Teufel, ein Agitator, Parteichef, Untergrundkämpfer, ein Arbeiter, Manager, Sozialrentner, ein Jüngling oder Greis, also wer immer sein. Jeder von uns, der Schreibende inbegriffen, wenn er nicht schon ein umgekehrter Patriot ist, kann es in jedem Augenblick werden. Die Vielzahl der Proteste und der Anlässe, welche sie hervorrufen, zeigt, wie gross und mannigfach die Übereinstimmung ist, wie stark die Wurzeln einer übeln Gewohnheit sind, welche auf frühere Jahrhunderte zurückgeht, sich aber in den letzten Jahren verschärft und ausgedehnt hat.

Bevor ich mich kurz den ferneren und näherliegenden Ereignissen unserer langen Geschichte zuwende, möchte ich diese Stimmung analysieren, die sich in privaten Gesprächen, Zeitungsartikeln, Büchern, nicht selten auch in öffentlichen Reden ausdrückt. Die konkreten Gründe, die Menschen zum Protest drängen, sind oft nichtig oder wenigstens scheinen sie es. Wahr, wahrscheinlich, fast immer als seien sie Tatsachen, jedenfalls vom Standpunkt des Kritikers aus. Aber die objektive Richtigkeit der angeprangerten Zustände fällt weniger ins Gewicht als die tieferliegenden Gründe, welche die Beschimpfung auslösen, und welche eine resignierte Skepsis verbreiten, die bei den meisten Menschen dazu führt, dass sie nicht an einen möglicherweise anderen Lauf der Dinge glauben.

Der wahre Grund liegt nicht so sehr in der Schwäche des patriotischen Gefühls, die so alt und offenkundig ist, dass es sich nicht lohnt, länger dabei zu verweilen, als vielmehr in der Ablehnung jeder eigenen Verantwortung, sei es als Einzelne oder als Gruppe. Die Schuld liegt nicht bei mir, auch nicht bei dir oder ihm. Am ehesten noch bei «ihm», denn der Abwesende hat grundsätzlich unrecht. Die Schuld liegt bei den Italienern im allgemeinen, bei Italien als Nation, Volk, Staat: bei diesem Italien, diesen

Italienern, aber auch beim Italien und den Italienern von einst, bis zurück zum Ursprung der Geschichte. Was kann der einzelne tun, der sich einem ganzen Volk, einer mehrtausendjährigen Geschichte gegenüber sieht, die ihn überwältigen? Nichts, ausser die eigenen Interessen verfolgen und jene seines Clans (Familie, soziale Klasse, vielleicht noch politische Gruppe und Heimatort).

Hier kann man, so glaube ich, den Sinn eines grossen Teils der Proteste und Anklagen, den tieferliegenden Grund des perversierten Patriotismus finden. Man versucht, sich selbst aus der allgemeinen Verurteilung auszuschliessen. Um sich selbst, seine Freunde, Verwandten und Kollegen zieht man einen magischen Kreis. Drinnen sind die Engel, draussen die Teufel. Nicht immer ist es so: manchmal führt der extreme Skeptizismus dazu, dass man auch die eigene Schuld zugibt, dass man sich den übrigen zugehörig fühlt (wir sind alle so; wir sind eben Italiener usw.). Meistens aber dient das Abwälzen jeglicher Verantwortung auf das Haupt der Italiener dazu, den Sprechenden oder Schreibenden und einige wenige mit ihm zu verschonen. Je lauter man gegen das Land schimpft, desto stärker hofft man, sich selbst herauszuhalten. Bei einem grossen Schiffbruch findet der Schnelle immer ein Floss, wenn auch nur in einer Rettungsaktion *all'italiana*.

Aus diesem Grund lasten wir dem italienischen «Temperament» oder «Charakter», unserer Tradition, unserem Brauchtum – sie weiter als unveränderbar angenommen, als wäre es im Laufe der Geschichte immer so gewesen – alle Irrtümer und Laster an, die wir um uns herum wahrzunehmen glauben. Wir erfinden eiserne kausale Zusammenhänge zwischen unserer Vergangenheit, unseren Bräuchen, Überzeugungen und all den Dingen, die wir zwar tadeln, die wir aber meistens selber tun. Auf diese Weise haben wir ein Alibi für uns selbst wie auch für die andern. Wenn die Dinge sich in italienischer Manier eben auf diese Weise abspielen und es anders nicht sein kann, warum sich darüber so ereifern? Wozu denn wettern, anklagen, sich die Haare raufen und das Gesicht zerkratzen? Alles geht ineinander über, verliert an Bedeutung, wenn die Anklage das ganze Land betrifft. Und die einzig vernünftige Konsequenz ist der düstere Skeptizismus oder die zerstörerische, rasende Wut³.

Damit will ich nicht *en bloc* die Meinungen und Stimmungen verwerfen, aus welchen solche selbstzerstörerischen Gefühle entstehen, aber rein rational muss ich ihnen entgegentreten. Es mangelt ihnen an Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Statt frank und offen – wie sie sich geben –, statt eines Weltbürgers würdig zu sein, weil nunmehr frei von jeglicher Unterwerfung unter ein Vaterland, sind diese Gefühle egoistisch, auf eine Person, Familie oder höchstens auf eine Klasse, Partei oder auf eine Stadt beschränkt. Wie

leicht ist es, sich unabhängig und fortschrittlich zu geben, jedes Gefühl zu verwerfen, das nun einmal mit allen organisierten Gemeinschaften verbunden ist! Es ist nutzbringend, sich von den eigenen Pflichten unter dem Vorwand loszusprechen, es lohne sich nicht, sie zu erfüllen. Der Steuerhinterzieher und der junge Mensch, dem der Militärdienst ein Greuel ist (nicht der Verweigerer aus Gewissensgründen, wenn er höheren ethischen Grundsätzen gehorcht), glauben, einen Weg für die eigene Rechtfertigung gefunden zu haben, desgleichen die Müssiggänger und Taugenichtse aller Schattierungen, Klassen, Überzeugungen und Parteien.

Der umgekehrte Patriotismus ist keine Medizin, oder jedenfalls keine mehr, wenngleich er unmittelbar nach dem nationalistischen Rausch eine gewesen sein mag. Er ist ein Schlafmittel und ein Gift, bietet keine Heilung, baut nicht auf, nachdem er zerstört hat. Sein Ton ist übersteigert, triumphierend. Er besteht mehr aus Verachtung als aus Bitterkeit, mehr als aus Verachtung aus Engherzigkeit und Bequemlichkeit.

Eine Formel wurde gefunden, welche die Besitzenden ermutigt, mit allen Mitteln die Unantastbarkeit ihrer Güter zu verteidigen, die Armen dazu verleitet, niemals auf Gerechtigkeit zu hoffen, sondern nur auf gewalttätigen Protest zu bauen. Im Namen des Antipatriotismus wird es dem Dummen möglich, sich für gescheit zu halten, dem Intelligenten nahegelegt, in der Verschlagenheit sein Heil zu suchen. Der Schlaupkopf hält sich für den Herrscher des Landes, der Schwindler zeigt mit Stolz auf seine Betrügereien, der Betrogene resigniert und versucht seinerseits, andere hereinzulegen. Wenn auch die Motive jeweils verschieden sind, so hat dies alles doch eine gemeinsame Ursache, nämlich das mangelnde Selbstvertrauen der Italiener als Volk und Nation.

Im Einzelfall mag es sich nicht immer so zugetragen haben, aber logischerweise fällt der erste Schritt auf diesem Weg immer mit der Abwendung von der Vergangenheit zusammen. Jedes Volk (und mehr noch jede Nation) existiert nur insoweit, als es sich auf eine gemeinsame Vergangenheit berufen kann und vom Gefühl getragen wird, eine Geschichte zu haben, sei sie nun jüngeren oder älteren Datums, arm oder reich, ruhmvoll oder mittelmässig – wenn es nur seine eigene ist. Ohne dieses Verbindungsglied fehlt der nationale Zusammenhalt.

Eine paradox anmutende Anekdote wird uns helfen, dies zu verstehen. Salvador de Madariaga, der spanische liberale Schriftsteller, der vierzig Jahre im Exil lebte und erst kürzlich ins nachfranquistische Spanien zurückgekehrt ist, erzählte mir eines Tages, er habe vor Studenten der Oxford Union die Meinung geäußert, dass sogar verfälschte Geschichte nützlich sei, um eine Nation zu gründen und zusammenzuhalten. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges sei seine Frau zufällig durch Londons Waterloo-Station

gegangen und habe dabei einen Gepäckträger gefragt, was er nun tun würde. «Ich werde mich als Freiwilliger melden», meinte er, «wie mein Vater und wie mein Grossvater, der vor hundert Jahren an eben dieser Stelle unter denen war, die Napoleon besiegten.» Über Jahre hinweg hatte dieser Mann den Londoner Waterloo-Bahnhof mit dem berühmten Schlachtfeld verwechselt; er hatte mit Bildern und Erinnerungen an vaterländisches Heldentum gelebt, an dem seine Familie beteiligt war und das ihn nun zu seiner vaterländischen Tat beflügelte. Der geographische Bezug war falsch, aber das Gefühl war echt.

Es ist nun einmal eine Tatsache, dass ein Volk geschichtliche Erinnerungen, Fakten und Gestalten braucht, an denen es sich aufrichten, Ereignisse, an die es glauben kann. Nun kann natürlich die Geschichte eines Landes sehr verschiedenartig gedeutet werden. In Frankreich zum Beispiel ist der Gegensatz zwischen legitimistischen und jakobinischen Geschichtsschreibern, Katholiken und Laien bekannt. Eine gewisse Einheitlichkeit muss jedoch über den Parteien stehen, ohne dass dabei vorsätzliche Geschichtsfälschung oder leere Rhetorik betrieben wird. Dem Volk müssen die Gründe eines gemeinsamen Fühlens, die politische und ethische Rechtfertigung der zu erbringenden Opfer aufgezeigt werden. Wenn die Vergangenheit niederträchtig war, dann wird die Zukunft ein unergründliches Dunkel sein. Warum dann zusammenbleiben? Weil man zufällig in der gleichen Gegend geboren wurde?

Im Gegensatz zu Saturn, der seine Söhne verschlang, verschlingen wir unsere Väter. Die blinde Verherrlichung des Vaterlandes unter Mussolinis Faschismus, aber auch früher, hat zur Bildung einer Gegenreaktion beigetragen, deren Verlauf nicht abzusehen ist. Die Italiener neigen, wenigstens in Worten, zu Extremen. So wurde der nationalistische Konformismus durch sein Gegenteil abgelöst. Die verfälschte Geschichte mit ihren eher durch Gewohnheit und instinktive Tendenzen als durch klare, vorsätzliche Absicht verdrehten Erzählungen hat das Lager gewechselt. Gäbe es bei uns einen italienischen Gepäckträger, der jenem von Waterloo-Station gliche, würde er bestimmt gerne in einem Bahnhof mit dem Namen «Caporetto» arbeiten. Erneut kommen die Extremisten Italiens von den verschiedensten Positionen, um sich in der gleichen destruktiven Bewegung zu vereinigen. Eine schweigende Allianz hat sich zwischen unseren nostalgischen Bourbonen-Anhängern und gewissen kritischen Historikern der Linken gebildet.

Die Linke scheint ihre eigene Herkunft aus dem Risorgimento vergessen zu haben und auch die Art, wie die meisten Anhänger Garibaldis und Mazzinis sich im monarchistischen Parlament wiedergefunden haben. Auf dieser Seite weint man über die verpasste Revolution und verwech-

selt die bourbonenfreundlichen Aufstände der «sanfedisti» gegen das Risorgimento mit den Bewegungen des Fortschritts. Die Rechte ist hier rüder: sie schwingt die Fahne der sizilianischen Ferdinande und Franceschi, vergisst deren ruchlose Taten, preist ein Goldenes Zeitalter, das es nie gab, und verzeiht weder den Savoia noch Garibaldi. Das ist nicht Kritik am Risorgimento, noch Sympathisieren mit den Anhängern der Bourbonen, noch Verteidigung jener, die mutig für ihren König kämpften; es ist einzig und allein eine leidenschaftliche Verurteilung einer ganzen Epoche unserer Geschichte, der Entstehung der nationalen Einheit. Ein Echo hört man noch in den demagogischen Kampagnen der Gefolgsmänner Achille Lauros in Neapel und im ganzen Süden. Diese gaben sich als die Anhänger der piemontesischen Monarchie aus, verwarfen jedoch deren Erbe und beste Lehren.

Zielscheibe der Zerstörer wurde das liberale Italien, von den vereinten Angriffen der reaktionären Polemiker und der revolutionären Linken in Stücke zerrissen. Auch hier war eine ausgewogene, massvoll und genau durchgeführte Überprüfung dringend erforderlich. Benedetto Croces «Geschichte Italiens von 1870 bis 1914», welche meine eigene Generation tief bewegte, als sie sie unter den halbverbotenen Büchern der damaligen Epoche entdeckt hatte, verlieh jener Periode und der darin verherrlichten Hauptfigur, Giovanni Giolitti, sicher ein zu vorteilhaftes und zu optimistisch gefärbtes Gepräge.

Aber heute sind wir beim anderen Extrem, nämlich einer systematischen Demolierung angelangt. Man verlangt von Menschen, die vor hundert oder siebzig Jahren gelebt haben, eine Sensibilität, die es damals nicht geben konnte. Die ungünstigen Aspekte werden übertrieben, die Fortschritte geleugnet, das Bestehen jeglicher politischen und gesellschaftlichen Freiheit wird bestritten. Es hat sie jedoch in bescheidenem Masse gegeben und in den ersten fünfzig Jahren der Einheit Italiens war sie in ständiger Expansion begriffen.

Die Anstrengungen der Zerstörer (ob sie nun bewusst oder unbewusst handeln) richten sich noch mehr gegen das Italien des Ersten Weltkrieges. Während einer Generation versuchten die Italiener, die Niederlage von Caporetto zu vergessen und sprachen nur von Piave und Vittorio Veneto. Heute finden wir das Gegenteil. Man will glaubhaft machen, dass Italien den Ersten Weltkrieg nicht oder nur durch Zufall mitgewonnen hat und dass der schlecht errungene Sieg nur Schaden stiftete. Diesmal sind die Zerstörer auf der Linken, denn die Rechte bleibt dem Kampfgeist der Kriegsveteranen treu. Wenn diese Polemik ein Ziel verfolgt (viele schwimmen einfach mit dem Strom, ohne sich um irgendetwas anderes zu kümmern), so besteht dies darin, zu bestreiten, dass in der Geschichte Italiens irgend etwas

vorgekommen sein könnte, das mit Erfolg oder militärischem Prestige verbunden wäre.

Man beschränkt sich dabei nicht auf die an sich richtige Feststellung, dass die politisch einflussreiche Schicht Italiens bis zum 8. September 1943 ihr Land und ihre Armee stets überforderte, und zwar in der Liberalen und Faschisten gemeinsamen Illusion, wir seien eine Grossmacht. Es wird nicht versucht, mit grösstmöglicher Exaktheit und Ausgewogenheit Menschen, geschichtliche Ereignisse und deren Folgen einzuschätzen. Vielmehr gilt es zu beweisen, dass jedes Opfer umsonst war, dass die Überlebenden Reue und Scham darüber empfinden sollten, dass sie überhaupt gekämpft hatten, dass die Armee bei sämtlichen Belastungsproben versagt hat, und dass alle ihre Führer nur blutrünstig und feige waren.

Hier sind wir beim schwierigsten Punkt angelangt, nämlich beim Faschismus und Antifaschismus. Meine eigene Generation muss, ohne sich zu demütigen oder hysterische Reue zu zeigen, sich selbst prüfen, ihre eigenen Fehler aufrichtig eingestehen. Ich selbst versuche es. Zuerst möchte ich feststellen, dass der Grossteil der herrschenden Schicht Italiens aus Männern besteht, deren jüngste Repräsentanten gegen fünfzig, deren älteste schon um die siebzig sind, die also zwischen dem Beginn des Jahrhunderts und der Machtergreifung der Faschisten (1900–1930) geboren wurden. Die Langsamkeit des Wechsels in hohen Ämtern verleiht der Frage des Alters der führenden Klasse zusätzliche Bedeutung. In der Biographie oder psychologischen Entwicklung jener, denen eines Tages die Aufgabe zufällt, Führungsfunktionen im politischen und gesellschaftlichen Leben Italiens einzunehmen, kann sie sogar zu einer bleibenden Gegebenheit werden.

Die bedrängte Entwicklung der jüngsten Geschichte unseres Landes hat bewirkt, dass die Gegenüberstellung Faschismus–Antifaschismus am Leben erhalten blieb oder neubelebt wurde. Der Faschismus – der katholische Schriftsteller Del Noce hat es scharfsinnig festgestellt – übernahm die Rolle des Teufels, der in der alten Theologie alles Böse symbolisierte, den Weg ins Verderben, der als latente Möglichkeit in jedem Menschen und hinter jeder menschlichen Tat lauert. Um jeglicher Verwirrung vorzubeugen, halte ich mich nun an den geschichtlichen Faschismus; er ist der einzige, der präzise erfasst und definiert werden kann. Deshalb beschränke ich mich darauf, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die ebenfalls politische und immer noch aktuelle Bedeutung der Erinnerungen mit Bildern zu lenken, welche von diesen Bewegungen geblieben sind. Sie ist nun zwar schon seit mehr als dreissig Jahren als organisierte Partei verschwunden, in unseren aktuellen Polemiken aber immer noch gegenwärtig und von den Ereignissen oder jenen, die sie zu interpretieren versuchen, zu neuem Leben erweckt worden.

Der verdrängte Faschismus

Eine breite Schicht der heute noch herrschenden, politischen und nicht-politischen Klasse Italiens ist, wie schon gesagt, in den Jahren des Faschismus erzogen worden. In vielen Fällen hat sie zu jener Zeit die entscheidenden Erfahrungen gemacht (selbst wenn diese Erfahrungen Auflehnung oder Widerwillen hervorgerufen haben mögen). An diesen Umstand wird nicht oft erinnert; selbst in offiziellen oder offiziellen Biographien wird es sorgfältig übergangen. Dieses Verschweigen ist weniger auf die seither verstrichene lange Zeitspanne zurückzuführen als auf das Weiterleben in fast allen von uns (mich selbst inbegriffen) von Ängsten, von Opportunismus und der Scham der ersten Nachkriegsjahre.

Keine ernsthafte Diskussion hat jemals darüber stattgefunden. Die fast allgemeine Absolution, welche nach dem Krieg die antifaschistischen Parteien ohne Ausnahme den damals Zwanzig- und Dreissigjährigen (und auch den Vierzig- und Fünfzigjährigen) erteilten, war nicht die Frucht einer ruhigen Prüfung der allgemeinen Umstände oder des Einzelfalles, sondern eine Art stiller Übereinkunft zwischen den nicht zahlreichen wirklichen Antifaschisten und der Masse der reuigen und auch nicht-reuigen Ex-Faschisten. Die Parteien waren daran interessiert, die Italiener zu gewinnen, wie sie nun einmal waren, ohne allzu moralische Massstäbe anzulegen. Aus kleinen Bewegungen, die in den Katakomben der Verschwörung und Isolierung existierten oder im fernen Exil waren, mussten Organisationen aufgebaut werden. Die Massen des gehobenen, mittleren und unteren Bürgertums, bestehend aus Managern, Beamten, Unternehmern, Intellektuellen, Offizieren, Magistraten usw., fanden es vorteilhaft, sich mehr oder weniger stillschweigend vergeben zu lassen und sich um die neuen Fahnen zu scharen. Es war ein Zusammentreffen konvergierender Interessen. Es ging gar nicht anders.

Dabei will ich keineswegs ausschliessen, dass grossherzige Gefühle, echte und aufrichtige Erwartungen der Freiheit und gesellschaftlichen Erneuerung, ehrliche Absichten, im allgemeinen Interesse zu handeln, eine Anzahl – und keine geringe – von ehemaligen Faschisten bewegt haben mögen. Jener historische Augenblick ist möglicherweise alles andere als eine Farce gewesen, wie es jene behaupten, die jeden Abschnitt unserer Geschichte in eine Komödie verwandeln wollen. Es war eine Zeit der brüsken Kehrtwendungen, aber auch der Tragödien, der Opfer und kühnen Taten. Als er fiel, wurde der Faschismus verachtet, nicht nur, weil er den Krieg verlor, sondern weil er ihn auf diese Weise verlor, die Ehre der Kämpfenden zuschande machte, indem er sie ohne jede Vorbereitung dem Gemetzel auslieferte. Das ganze Land wurde geopfert. Das Ende des Faschismus

wurde mit grosser Erleichterung und echter Hoffnung begrüsst. Nach den Schandtaten und Massakern des 8. September war die Résistance in der Tat ein Beweis von Mut und Entschlossenheit, welche leider infolge der Skepsis und misstrauischen Haltung eines grossen Teils der Italiener, und der emphatischen Übertreibung der anderen, in jenem stets umstrittenen, mit verächtlicher Ironie betrachteten Kapitel der Würde Italiens nur schwer an der richtigen Stelle einzuordnen ist.

Die Tatsache bleibt jenseits jeglicher historischen oder menschlichen Auslegung, dass diese Unaufrichtigkeit eine offene Klärung verhindert hat. Die einstmaligen Faschisten mussten erneut die Lektionen lernen, welche unsere Geschichte schon zahlreichen Generationen vermittelt hatte; ihre Fähigkeit, sich zu tarnen, fiel bei den Antifaschisten auf günstigen Boden. Diese wechselten dann rasch von der Androhung absurder Strenge zu einer fast totalen Freisprechung (zumindest zugunsten der eigenen Kollegen und Freunde).

Die bei den Ex-Faschisten vorherrschende Tendenz war, eine Grenzlinie zwischen Gut und Böse so zu ziehen, dass sie selbst auf der Seite der Engel standen. Man sagte zum Beispiel, dass es richtig wäre, die Rassisten zu bestrafen, die Gefolgsleute der Republik von Salò, die Gewalttätigen, die Korrupten aller Zeiten, und mit den andern nachsichtig zu sein. Oder auch, dass man streng mit den Alten, nicht aber mit den Jungen sein müsse.

Schliesslich wurden alle oder fast alle freigesprochen. Nach den ersten Donnerschlägen verwandelte sich die *epurazione*, die Reinigung in eine Amnestie. Wenige Jahre nach dem 25. April 1945 bildete sich mitten unter uns praktisch ungehindert die neofaschistische Partei von Salò, und sie lebt und gedeiht besser als je zuvor. Jetzt ihre Auflösung zu planen, wäre eine politische Absurdität. Dies würde dem «Movimento Sociale Italiano» (MSI) den Nimbus der Verfolgung verleihen, der in der Praxis wenig Bedeutung hätte, solange eine liberale Gesellschaft besteht, der aber vom rechtlichen und politischen Standpunkt deshalb nicht weniger gefährlich wäre⁴. Der MSI hat sich nunmehr in zwei Parteien gespalten.

Eine ganze Generation, mit Ausnahme einiger Einzelfälle, deren Wert vor allem im moralischen Vorbild liegt, musste neue Stellungen beziehen. Sie konnten daran glauben oder nicht, jedenfalls hatten sie ganz andere Haltungen und vielleicht Hoffnungen als vor einigen Jahren. Viele, insbesondere jene, welche mit wenig Schwierigkeiten und völlig gefahrlos die Reise vom Vorkriegsfaschismus zum Nachkriegs-Antifaschismus bestanden hatten, bekamen dabei eine Empfindung der inneren Leere, der moralischen Schwäche, welche nicht ohne Einfluss auf ihr Gefühl gegenüber dem Staat, dem Land und der Öffentlichkeit sein konnte.

Der umgestülpte Patriotismus der älteren Generation kommt daher vor allem. Wenn der Faschismus die Vaterlandsliebe bis zum Grotesken, ja,

bis zur Katastrophe missbraucht hat, so schien es nur natürlich, jetzt das Gegenteil zu tun, die Stimmung, die vorgeherrscht hatte, umzukehren. Ich will nicht den offensichtlichen Irrtum widerlegen, dem viele anheimfielen; denn ich beschreibe nur. Und ich möchte hinzufügen, dass das Überwiegen des Antipatriotismus oder mindestens des Nicht-Patriotismus nicht einfach aus dem freien Entschluss stammte, das Gegenteil dessen zu tun, was früher getan wurde. Es war auch die spontane Folge jener «inneren Leere», welche das faschistische Experiment bei der Mehrheit der jungen Leute von damals hinterlassen hatte.

In den ersten Jahren nach der Befreiung durch die Alliierten bis gegen Ende der fünfziger Jahre wurde diese Leere irgendwie noch kompensiert oder machte sich jedenfalls nicht bemerkbar. Schwierige und dringende Aufgaben mussten bewältigt werden; der Wille und die Entschlossenheit dazu waren plötzlich da. Aus den harten politischen Kämpfen der ersten Nachkriegszeit, aus der Wiederbelebung nationaler Aktivität, welche von allen eine intensive, stetige, in diesem noch sehr armen Land oft spärlich vergütete Arbeit erforderte, aus den hundert Problemen des täglichen Lebens ist manche Motivation für ein festes und dauerndes Engagement entstanden. Alle Energien wurden beansprucht – für das Nachdenken blieb meist keine Zeit. Auch das waren dramatische und gespannte Zeiten; die äusseren Stimuli waren so stark, dass sie innere Schwächen in den Hintergrund drängten.

In jenen Jahren bot die Welt Bilder, Hoffnungen, Regierungssysteme, Lebensmodelle und -ideale, welche den Platz vaterländischer Gefühle einnehmen oder ihnen zu neuen Formen verhelfen konnten. Der «Europäismus», Frucht antifaschistischer Bestrebungen, wurde zum weitverbreiteten Ideal und war meistens mit Vertrauen und Bewunderung für Amerika verbunden, dem grosszügigen Beschützer und Wiederaufbauer des zerstörten Kontinents, reich, mächtig und frei. Die Kirche, die kompakt wie eine Festung schien, wurde von der mittelalterlichen Gestalt des Papstes Pacelli (Pius XII.) beherrscht und war Führerin und Stütze der grössten politischen Bewegung Italiens. Minderheitsgruppen, wie jene, der ich angehörte, ohne jemals eine Parteikarte gehabt zu haben, suchten vor allem in England, welches vom Ruhme Churchills zum faszinierenden Experiment einer Labourregierung übergegangen war, Anregung und Vorbild. Doch England stellte sich leider den Hoffnungen auf ein Vereintes Europa entgegen, der einzigen neuen Idee, die in Italien seit dem Kriegsende aufgekommen war.

Auf der anderen Seite – getrennt durch eine Barrikade, um die herum jederzeit Schüsse fallen konnten – die Sowjetunion, siegreich aus dem Krieg hervorgegangen, regiert von der starken, gewalttätigen Hand Stalins. Sie war für viele andere Italiener, nicht alle Kommunisten, ein bewunderns-

wertes Symbol und ein nachahmenswertes gesellschaftliches Modell. Über den trennenden Konflikten und gegensätzlichen Idealen tauchte als neue, gemeinsame Hoffnung das Vertrauen in die moderne Technik auf, in eine Arbeits- und Produktionsweise, die Italien bisher fremd gewesen war. Die Technik lenkte die Energien auf einen neuen Mythos, jenen der wirtschaftlichen Entwicklung, die den Massen Wohlergehen und Einkünfte sichern sollte, die jährlich zunehmen und das Elend abschaffen würden.

Jene oft diffusen, manchmal aber auch bestimmten, unter Opfern und Gefahren verteidigten Gefühle, tendierten dazu, die Stelle der geschwächten Vaterlandsliebe einzunehmen. Waren sie Ersatzgefühle? Sie waren es, insofern kein Volk ausserhalb seiner selbst moralische Stärke und aufrichtiges Festhalten an einem Ideal finden kann. Andererseits waren sie doch nicht nur Ersatz, weil sie einer aner kennenswerten Bemühung entstammten, mit Europa und der Welt Beziehungen aufzunehmen, anderswo die Anregungen und Anstösse zu finden, die uns selbst fehlten. Man konnte hoffen, dass schliesslich eintreten würde, was der erste Präsident der Republik Luigi Einaudi in einem seiner frühen Bücher gesagt hatte, um seine Anglophilie zu erklären: ausländische Erfahrungen und Beispiele könnten von unserem Land übernommen werden unter der Bedingung, dass wir sie ehrlich nutzen und auf unserem Boden zur Entfaltung bringen würden. Um dies zu tun, hätte es aber jener Verbundenheit mit unserem Land und jenes Selbstvertrauens bedurft, die beide so geschwächt waren, dass sie sich nicht mit der nötigen Stärke manifestierten.

Innerhalb von ungefähr zwanzig Jahren, haben sich jene von aussen auferlegten Ideale, jene Surrogate des Patriotismus immer mehr abgeschwächt. Europa hat sich nicht vereinigt, und ohne eine neuerliche, noch schmerzhaftere Anstrengung wird das nicht abgehen, da es schon mit dem kleinen wirtschaftlichen Zusammenschluss, der Zollgemeinschaft, die man zum Vorteil aller Beteiligten geschaffen hat, derart hapert. Das Bild Amerikas strahlt nicht mehr wie zu Zeiten des Marshall-Plans und zu Beginn der Atlantischen Allianz. Die Kirche ist auseinandergerissen und geschwächt.

England hat sich schliesslich mit uns Kontinentalen zusammengetan, aber erst nachdem zu viele unheilbare Krisen seine wirtschaftliche Schwäche offenbart hatten.

Die Sowjetunion hat seit dem Tode Stalins an Anziehungskraft soviel verloren, wie sie in brutalen militärischen Interventionen unter Chruschtschow und Breschnjew militärisch und politisch gewonnen hat: sie ist nunmehr weder Mythos noch Modell, nur noch ein kolossales Machtzentrum.

Aber auch die Begeisterung für die Errungenschaften der modernen Technik hat rasch nachgelassen, und heute sehen wir eher die Schäden und

Gefahren als die Vorteile. Der Mythos des Wohlstandes und der wirtschaftlichen Entwicklung, dem Gefälle des individuellen und des Gruppenegoismus folgend, hat sich aufgelöst und der grossen ökologischen Angst Platz gemacht. Auch ging es nicht an, für alte Surrogate neue zu finden, wie Maos China, weit entfernt, mysteriös und ungeeignet, irgendwelche rational begründeten Nachahmungen in Europa zu finden; das gleiche gilt für Guerillakämpfer in Lateinamerika wie Che Guevara.

Die Epoche des Doppelspiels

So hat sich die politische und ideelle Leere, welche die grossen Beispiele der vierziger und fünfziger Jahre auszufüllen vermochten, als das erwiesen, was sie war und ist, nämlich eine Krankheit. Eine Krankheit, die in erster Linie moralischer Art ist: eine Verdunkelung des Bewusstseins und eine Lähmung des Willens. Es ist der Opportunismus: ein Wettlauf ohne Grenzen und ohne Bremsen nach den Stellungen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als vorteilhaft angesehen werden. Zur Zeit geht man nach links, weil der persönliche Vorteil auf jene Seite zieht. Aber mit der gleichen Ungeniiertheit ginge man auch nach rechts, wenn es opportun wäre, und es ist möglich, dass nicht wenige künftig diese Richtung einschlagen werden.

Wer wird dereinst die Geschichte des Doppelspiels in Italien schreiben? Mir kommt ein faschistischer Parteisekretär einer grossen Stadt im Süden (er selbst war nördlicher Herkunft) in den Sinn, der 1943 während eines Bombenangriffs ausrief: «Die ruinieren uns noch!» Damit waren die Faschistenführer gemeint, er selber nicht ausgenommen.

Nun wird man sagen, dass es in absolutistischen, autoritären Regimes alten oder neuen Stils immer das Doppelspiel gab. In Nazideutschland grassierte es unter den deutschen Generälen, die als Vorbilder von Mut und strengem Pflichtgefühl galten. Man versteht, dass man wie einst vor dem Monarchen, vor dem Diktator eine Verbeugung macht, wenn er es sieht, und eine Grimasse, wenn er wegschaut. Chruschtschow, der gehorsam nach Stalins Pfeife ukrainische Tänze tanzte, gestand gewiss seinen Vertrauten oder mindestens sich selbst seine Verbitterung und seine Ängste ein. Dieses Verhalten wird von der Moral verurteilt, ist aber in der Wirklichkeit eines autoritären Regimes unvermeidlich und verbreitet. Warum sollten hierfür nur die Italiener herhalten? Dieser Typus hat universelle Dimensionen.

Wir müssen uns jedoch fragen, warum das Doppelspiel auch heute weitergeführt wird, in einem freiheitlichen System, welches die Kritik und Oppo-

sition ohne allzu grosse Risiken zulässt. Man wird oft christlich-demokratische Abgeordnete hören, welche ihre Partei in den Salons und Büros kritisieren, aber in Versammlungen und Sitzungen schweigen.

Oft wird ein Minister an die öffentliche Meinung appellieren, um die Genehmigung oder Inkraftsetzung von Regierungsmassnahmen zu verhindern, die er selbst jedoch in den offiziellen Debatten angenommen hat oder stillschweigend durchgehen liess. Hohe Beamte werden sich in Gegenwart des Ministers servil zeigen, hinter seinem Rücken jedoch auch vor Aussenstehenden scharfe Kritik äussern. Persönlichkeiten, die bis über die Ohren in zweideutige Angelegenheiten verstrickt sind, werden dem Journalisten, der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit fordert, sagen: «Wie recht Sie haben. Ins Gefängnis mit all den Schwindlern!» Intellektuelle, die auf Stellung, Ruhm, Geld oder alle drei aus sind, suchen das schwebende Gleichgewicht zwischen Rom und Moskau zu halten, indem sie mit einem Fuss im kommunistischen, mit dem andern im katholischen Lager stehen, die Beine weit gespreizt und ohne Angst, zerrissen zu werden, weil sie wie auch ihr Rückgrat aus Gummi sind.

Das Doppelspiel zieht sich manchmal in die Länge, tritt in verschiedenen Phasen auf. Heute links, morgen rechts, übermorgen al centro. Heute weiss, morgen schwarz, übermorgen grau, rot oder grün. Man muss den Kopf verdrehen, will man diese politischen Persönlichkeiten, diese vagabundierenden Intellektuellen mit dem Blick verfolgen: sie jedoch wissen, wohin sie gehen. Sie haben einen sicheren Kompass: jenen des persönlichen Interesses. Ihre Kompassnadel weist manchmal in Richtung Opposition, dann in Richtung Regierungstreue, manchmal auch den mittleren Weg einer Kombination von beiden, selten aber in Richtung Aufrichtigkeit und uneigennützigem Urteil. So wird das Doppelspiel zu einer Art wankelmütigem Konformismus, der sich durch rasche Anpassungsfähigkeit an veränderte Situationen auszeichnet und künftigen Änderungen keuchend vorausseilt. Er ist der Beweis für das Fehlen einer moralischen Instanz, welche Staat und Gesellschaft leiten sollte.

In unserem kollektiven Leben fehlt ein Punkt, auf welchen hin die Gefühle der Mehrheit spontan (oder in vielen Fällen unter dem Druck der Anpassung) gerichtet sein sollten. Dieses Zentrum des nationalen Lebens besteht noch, wenn auch reduziert, in Frankreich, England und in den kleineren Ländern Westeuropas und es hat sich in der deutschen Bundesrepublik auch wieder eingestellt.

Bei uns ist es jedoch der Republik nicht gelungen, auch nur soviel zu tun wie die Monarchie nach den Jahren der Einigung Italiens, als zumindest jene Minderheiten, die zum Risorgimento gehörten, die Dynastie Savoyens anerkannten, dem Lande auf beste Weise dienten und es auf den Weg des

Fortschritts führten. Die Begeisterung und die Opferbereitschaft, mit welcher die direkten Nachfolger dieser Minderheiten sich in den Ersten Weltkrieg stürzten, ist der Beweis einer Engagiertheit und Selbstlosigkeit, die heute wohl ganz verschwunden sind⁵.

Über die Motive dieser fatalen Schwäche zu sprechen, führt nicht weiter. Vielleicht entspringt sie der Unfähigkeit der katholischen Italiener, einen Staat zu bilden und zu organisieren, eine Republik zu gründen. Es kann auch sein, dass die kommunistische Sezession, die einen anderen Staat, ein Regime ohne Freiheit hinter dem Schirm des gesetzes- und verfassungsmässigen Konformismus plant, der Republik von Anfang an einen tödlichen Schlag versetzt hat. Sicher ist, dass die Kräfte des Widerstandes im Unterschied zu jenen des Risorgimento (seien es jene der Monarchie, Garibaldis oder Mazzinis) gespalten und manchmal untereinander offen feindselig waren und sich nicht willig in den neuen Staat eingefügt haben.

In unserem Staat fehlt ein Mittelpunkt, den die Bürger als Symbol ihres Zusammenhaltes anerkennen, für welchen sie sich aufopfern könnten, um damit das allgemeine Wohl zu verteidigen. Vor etwas mehr als dreissig Jahren, nach dem 18. September 1943, im dunkelsten Augenblick unserer Geschichte, zogen es Tausende von Italienern vor, sich zu opfern statt ihren Soldateneid zu brechen, dies trotz des beschämenden Zusammenbruchs des Oberkommandos und der meisten höheren Stäbe. Heute muss man sich fragen, was unter ähnlichen Umständen geschehen würde. War die vorwiegend durch eigene Schuld untergehende Monarchie stärker als die Republik in ihrer Blütezeit⁶?

Vielleicht ist der Appell an den alten Patriotismus, der auf Opfern, Pflichtgefühl und militärische Tugend begründet ist, heutzutage als Grundgefühl auch bei Minderheiten wirkungslos geworden – besonders den Jungen –, unverständlich und fremd. Viele wittern dahinter Kasernenluft, Nostalgie nach Faschismus, nach Monarchie oder dergleichen. Das Fehlen seit jeher von Kampfgeist, das die grossen florentinischen Historiker des 16. Jahrhunderts als eine der Ursachen unseres moralischen und politischen Zerfalls und der daraus folgenden Fremdherrschaften betrachteten, ist nun voll an die Oberfläche gekommen. In der Welt von heute und morgen ist es jedoch eine Illusion zu glauben – und ein Betrug vorzugeben –, dass man ohne ein Mindestmass an militärischer Verteidigung auskommt. Hoffen wir, dass wir unseren Leichtsinn und unsere Unvorsichtigkeit nicht wieder einmal schwer zu büssen haben.

Die grosse Mehrheit unserer Landsleute hegt den Armeen gegenüber grosses Misstrauen, welches weder die Monarchie mit ihren uniformierten Herrschern und ihren Generälen hoch zu Ross, noch der Faschismus mit seinen grotesken Auswüchsen beseitigen konnte, ja, sie haben es nur ver-

stärkt. Wenn der italienische Patriotismus nach den Umwälzungen der letzten Jahrzehnte wieder Geltung haben soll, muss er sich gründlich wandeln, sich vor allem zum Bürgersinn und zur sozialen Disziplin entwickeln, die Achtung vor dem Gesetz und den Respekt vor der nationalen Souveränität verbreiten. Aber diese Gefühle sind unter uns noch seltener als der militärische Kampfgeist, weil sie mehr Einigkeit und grösseres Engagement im Alltag voraussetzen. Davon sind wir jedoch noch weit entfernt. Der umgestülpte Patriotismus wird auch morgen noch nicht verschwinden.

Aus dem bisher Gesagten könnte der Leser schliessen, dass ich selbst die Gründe sehe – seien sie oberflächlich oder tief, vorübergehend oder dauerhaft –, aus welchen das Gefühl der Verlassenheit und des mangelnden Selbstvertrauens entstanden ist. Ich leugne die Existenz dieser Gründe nicht, möchte aber nicht eine Rhetorik durch eine andere ersetzen, einen Exzess gegen einen anderen ausspielen. Ich möchte geltend machen, dass der Ton des triumphierenden Pessimismus oft gehässig und masslos ist. Wenn man Italien retten will, muss man diese destruktiven Tendenzen umkehren.

Man kann von richtigen Tatsachen ausgehen und doch zu offensichtlichen Übertreibungen und Absurditäten gelangen. Der umgekehrte Patriotismus, welcher zum Dogma wird und die Konformisten um sich schart, ist eine jener Absurditäten, welche von den wirklichen Fakten ausgehen, um in der Abstraktion zu landen.

Das «heilige Italien» der Reden D'Annunzios hat nie existiert. Ebenso wenig existiert das diabolische Italien der neuen Konformisten. Wir haben viele Mängel, aber auch einige Tugenden. Die menschliche Wärme, die Sympathie, wie die Italiener sie im besten Sinn zu eigen haben und erwecken können, sind nicht abhanden gekommen. Ebenso wenig ist unsere Vitalität verschwunden, der Elan, mit dem wir die Dinge anfassen, wenn die Notwendigkeit oder die Gunst der Stunde uns dazu antreiben.

Viele der Laster, die wir uns, meist mehr zu Recht als zu Unrecht, zuschreiben, entstammen der menschlichen Natur oder sind Merkmale der gegenwärtigen Epoche, die auch anderswo existieren. Viele der Tugenden, die wir zu haben glauben und vielleicht haben, sind für uns spezifisch. Kein anderes Volk hat in Zeiten der Verfolgung so wenig Verbissenheit gezeigt wie wir Italiener, keines soviel Sympathie und Mitgefühl für die Verfolgten.

Wir müssen an unsere Tugenden appellieren und unsere Mängel im Zaum halten. In den letzten Jahren geschah das Gegenteil: vielleicht wird diese Tendenz dauern, vielleicht zu einer neuen, sehr schweren Krise oder zu einer Katastrophe führen. Schliesslich aber wird das Rad sich drehen – niemand kann sagen wann, sicher nicht morgen –, und Italien wird sein edleres Gesicht zeigen, wie oft schon im dramatischen Verlauf seiner

Geschichte. An jenem Tag wird auch der umgestülpte Patriotismus überwunden sein.

¹Mit Erleichterung, aber auch mit leiser Trauer entdeckte ich in einem italienischen Badeort die Bezeichnung «gelati all'italiana», mit der ein argloser Händler stolz seine Produkte anpries. Das war aber auch das einzige Mal in meiner Erfahrung, dass der Ausdruck wie durch ein Wunder in den Augen der Provinzler auch eine positive Bedeutung haben konnte. – ²Die aufsehenerregenden Episoden von Ansteckung waren durch die verbrecherische Gleichgültigkeit einiger Gesundheitsinstanzen verschuldet und nicht durch einen generellen Zerfall des Gesundheitswesens in Italien. Die Lebenserwartung der Italiener liegt bei über 70 Jahren (42 Jahre um 1900). Die Sterblichkeit entspricht dem allgemeinen europäischen Stand (ungefähr zehn pro Tausend). – ³Vermutlich leben bei den Menschen der unteren gesellschaftlichen Schichten noch Gefühle der Verbundenheit mit dem Land und seinen Traditionen weiter, welche beim Grossteil des mittleren und gehobenen Bürgertums und besonders bei den Intellektuellen verschwunden sind. Der Haupteinfluss kommt aber von der füh-

renden Schicht und den «gebildeten Klassen», in welchen vermutlich die Rhetorik des verdrehten Patriotismus mehr gepflegt wird als in den sogenannten unteren Schichten. – ⁴Es ist merkwürdig, dass die Geschichtsschreibung der faschistischen Periode in den letzten Jahren den grössten Erfolg zu verzeichnen hat, vor allem dank der Bücher von Renzo De Felice. – ⁵Damit wird über die Notwendigkeit oder Richtigkeit des italienischen Eintritts in den Ersten Weltkrieg nichts ausgesagt. – ⁶Im Gegensatz zu einer verbreiteten Meinung ist das Fehlen militärischen Kampfgeistes, worunter Disziplin, Fähigkeit zur Organisation, Tüchtigkeit und Durchhaltefähigkeit zu verstehen sind, nicht mit persönlicher und kollektiver Feigheit zu verwechseln. In Italien war der «spirito militare» immer gering, aber es gab stets genügend tapfere, entschlossene Männer, und wenn die Truppen gut kommandiert wurden, verstanden sie es immer zu kämpfen. Dies konnte man sogar nach dem 18. September 1943 sehen.

ERAZIM KOHÁK

Italia Sinistra – ein Bericht aus Rom

Nichts vermag einen besseren Begriff von der italienischen Krise zu vermitteln als ein paar Wochen in Italien selbst, wenn man in den klapprigen Bussen fährt, sich mit der untauglichen Bürokratie herumschlägt, vernachlässigten Patienten in staatlichen Spitälern frische Wäsche bringt, in trostlosen kleinen Trattorien isst und in den schäbigen, unaufgeräumten Strassen